

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Volksblatt. 1878-1882
1878

9 (3.3.1878)

Prüfet Alles, das Gute
behaltet!

Eines Mannes Rede ist
keine Rede,
Man muß sie hören zweide.

Im Nöthigen Einheit,
Im Zweifelhaften Freiheit,
In Allem Liebe!

Volksblatt.

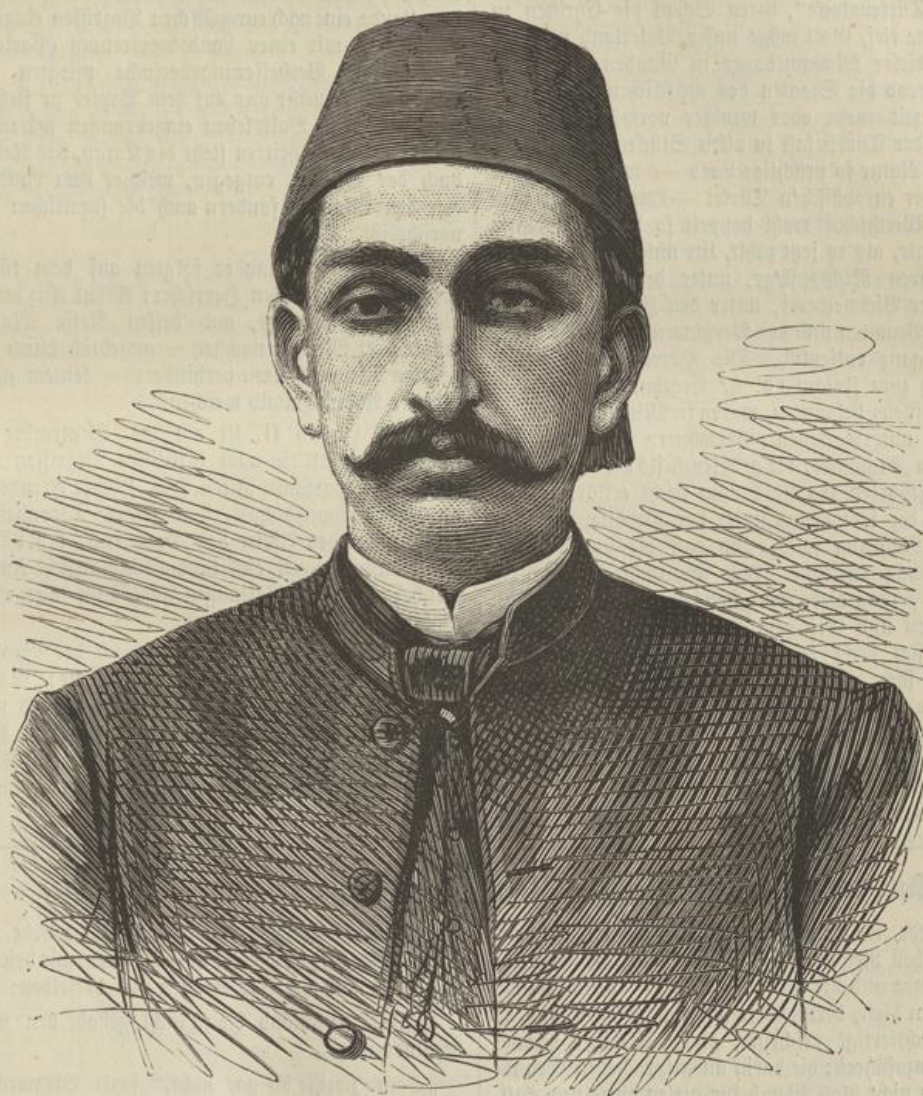
Herausgegeben von Dr. Chr. G. Hoffinger.

Erscheint jede Woche.
Bestellbar bei der Post
und im Buchhandel.
Preis vierteljährlich: Im
Reichspostgebiete, bei der
Post abgeholt, 40 Pf.;
ins Haus gebracht und im
Buchhandel (Commission
von Carl J. Trübner in
Straßburg i. E.) 55 Pf.
Passende Anzeigen: Die
Nonpareille-Zeile ober
deren Raum 30 Pf.

Nr. 9.

Straßburg im Elsaß,

3. März 1878.



Abdul Hamid II., türkischer Großsultan,
geboren den 22. September 1842, regiert seit dem 31. August 1876.

Großsultan Abdul Hamid II. und die Türkei.

Schon seit lange gilt der türkische Sultan als „der franke Mann“, dessen Verbleiben in Europa nur darum noch möglich sei, weil sich die Großmächte über die Vertheilung seines Reiches nicht einigen könnten. Das war in früheren Jahrhunderten anders. Nachdem die Türken im Jahre 1453 Konstantinopel erobert und dem ein trauriges Dasein fristenden oströmischen Reiche ein Ende gemacht hatten, breiteten sie ihre Herrschaft immer weiter aus, ja im Jahre 1529 drangen sie sogar bis vor die Thore Wiens, und furchterweckend erklang gar oft die „Türkenglocke“, deren Schall die Christen zu dem Gebete rief, Gott möge unser Vaterland von den Einfällen dieser Mohamedaner in Gnaden verschonen. Aber während die Staaten des christlichen Europa in der Folgezeit mehr oder weniger vorwärts strebten, blieb's in der Türkei fast in allen Stücken beim Alten. Dies von Natur so prächtige Land — wir reden hier nur von der europäischen Türkei — welches bei verständiger Wirthschaft wohl doppelt so viel Einwohner haben könnte, als es jetzt zählt, litt unter dem Mangel einer wahren Rechtspflege, unter dem verderblichen Einfluß der Vielweiberei, unter den Erpressungen der türkischen Beamten und der Verschwendungssucht vieler Sultane ganz entsetzlich. Die Herren des Reiches, welche sich zum Islam (d. h. Ergebung, nämlich in Gottes Willen) bekannnten, waren in Minderzahl gegenüber den unterworfenen Bewohnern slavischen und griechischen Stammes, die größtentheils der griechischen Kirche angehörten. Es ist darum leicht erklärlich, daß der Geist der Empörung unter der Bevölkerung fortwährend Nahrung fand, und daß die unterdrückten Stämme das türkische Joch abzuschütteln suchten. Einzelnen gelang dies, wenigstens theilweise, so z. B. den Serben und Griechen. In der jüngsten Zeit erneuerten sich diese Kämpfe; die Russen traten als Beschützer ihrer slavischen Glaubens- und Stammesgenossen auf und trugen in dem sich entwickelnden gewaltigen Ringkampf den Sieg davon. Gerade in den Wochen, in welchen wir jetzt leben, soll die Lage der dortigen Christen neu geregelt werden.

Wenn nun auch Rußland die gleich hohe Stufe der

Bildung und Gesittung wie andere europäische Staaten nicht erreicht hat, an dem Ausbau seiner eigenen inneren Einrichtungen vielmehr noch vollauf arbeiten muß und sein Einfluß auf die Bewohner der Türkei in dieser Hinsicht nicht allzu hoch angeschlagen werden darf, so ist doch zu hoffen, daß aus dieser blutigen Saat eine Ernte erwachsen werde, welche für jenes unglückliche Land eine bessere Zukunft herbeiführt.

An gutem Willen, letztere anzubahnen, hat es zwar auch der jetzige Großsultan nicht fehlen lassen. Er gab dem Lande eine nach europäischen Begriffen eingerichtete Verfassung mit einer Landesvertretung (Parlament), aber solche Verbesserungsversuche pflegten in der Türkei bisher mehr nur auf dem Papier zu stehen, als daß sie in das Volksleben eingedrungen wären; denn derartigen Fortschritten steht der Koran, das Religionsbuch der Türken, entgegen, welcher dem Lande nicht nur den Glauben sondern auch die staatlichen Gesetze vorschreibt.

Nach hinter einander folgten auf dem türkischen Throne die drei letzten Herrscher: Abdul Aziz wurde im Mai 1876 abgesetzt, und dessen Nefte Murad V. mußte drei Monate nachher — angeblich durch Krankheit am Weiterregieren verhindert — seinem jüngeren Bruder Abdul Hamid weichen.

Abdul Hamid II. ist am 22. September 1842 geboren und soll ein nach türkischen Begriffen tugendhafter und sparsamer Fürst sein. Große Freude hat er an der Landwirthschaft. Vor seiner Thronbesteigung schuf er an den Ufern des Bosporus, der Meerenge von Konstantinopel, eine landwirthschaftliche Anstalt, in welcher allerlei Gattungen sorgfältig ausgewählter Hausthiere gepflegt wurden.

Bei seiner Thronbesteigung sprach der Großvezier, der türkische Ministerpräsident, die Worte: „Gott gebe, daß dieses Ereigniß eine Quelle des Glückes und der Wohlfahrt für alle Unterthanen sei“ — ein Wunsch, in den jeder Wohlmeinende im Hinblick auf die zahlreichen vom Großsultan regierten Völkerstämme herzlich gerne einstimmt.

Aus der Rede des Fürsten Bismarck über die orientalische Frage.

Die Rede, welche Fürst Bismarck am 19. Februar im Deutschen Reichstage über die politische Lage im Morgenlande und die Stellung des Deutschen Reichs zu derselben hielt, berührte so wichtige Fragen, daß es wohl gerechtfertigt erscheint, einige Stellen daraus wörtlich anzuführen; die darin ausgesprochenen Grundsätze haben nicht bloß Werth für diesen einzelnen Fall, sondern lassen sich recht wohl auch auf andere anwenden. Worte, welche ein Mann von der Weisheit und Erfahrung Bismarcks in einer solchen Versammlung ausspricht, und auf die, wie er weiß, die ganze gebildete Welt mit Spannung hört, sind wohl geeignet, zweimal

gelesen und — erwogen zu werden. Es würde zu weit führen, hier die ganze Rede aufzunehmen, wir beschränken uns daher auf folgende Stellen aus derselben:

Hätte Deutschland die Macht gehabt den Krieg zu verhindern?

„Darum zweifle ich gar nicht,“ sagte Bismarck. „Es wäre das aber eine sehr große Thorheit, wenn wir das gethan hätten. Es sind dergleichen Versuche ja doch in der neuesten Geschichte mehrere gewesen. Sie sind nie demjenigen, der auf diese Weise einen Krieg Anderer verhindert, gedankt worden. Ich erinnere an einen Moment aus unserer vaterländischen Geschichte: an die Verhandlungen von Di-

müh'. Da hat der Kaiser Nikolaus diese Rolle gespielt; er ist gekommen und hat gesagt: „Auf den ersten, der hier schießt, schieße ich,“ und in Folge dessen kam der Friede zu Stande. Zu wessen Vortheil, zu wessen Nachtheil, politisch berechnet, das gehört der Geschichte an, das will ich hier nicht diskutieren (erörtern). Ich frage bloß: Ist diese Rolle, die er dort gespielt hat, dem Kaiser Nikolaus auf einer von beiden Seiten gedankt worden? Bei uns in Preußen ganz gewiß nicht. Die edlen Absichten dieses Herrn wurden verkannt gegenüber der Empfindlichkeit, die das nationale Gefühl einer großen Nation berührt, wenn eine andere Macht ihr gebietet oder verbietet, was sie in einer Frage des eigenen Interesses, die sie glaubt selbst zu verstehen, thun oder lassen soll. Ist es dem Kaiser Nikolaus von Oesterreich gedankt worden? Drei Jahre darauf war der Krimkrieg, und ich brauche ein Weiteres nicht zu sagen.“

Soll das Deutsche Reich auf Rußland einen Druck ausüben, wenn es sich um Angelegenheiten handelt, die nicht besonders wichtig für ersteres sind? Soll es sich derenthalten mit Rußland verfeinden, mit dem es seit lange in Freundschaft lebt?

„Es gibt in Rußland erhebliche Parteien, die Deutschland nicht lieben und die glücklicherweise nicht am Ruder sind, die aber auch nicht unglücklich sein würden, wenn sie ans Ruder kämen. Wie würden die nun zu ihren Landsleuten sprechen, vielleicht auch andere Leute, vielleicht auch noch andere Staatsmänner, die jetzt noch nicht unsere ausgesprochenen Feinde sind? Sie würden sagen: Mit welchem Opfer an Blut, Menschen, Schätzen haben wir die Stellung erreicht, die seit Jahrhunderten das Ideal (das vorbildliche Ziel) des russischen Ehrgeizes war! Wir hätten sie gegen diejenigen Gegner, die ein wirkliches Interesse hätten, sie uns zu bestreiten, behaupten können. Es ist nicht Oesterreich, mit dem wir in mäßig intimen (vertrauten) Verhältnissen lange Zeit gelebt haben, es ist nicht England, welches ganz offen anerkannte Gegeninteressen hat, nein, unser intimer Freund, von dem wir glaubten wegen früher Gegendienste zu erwarten, Deutschland, welches kein Interesse in Orient hat, hat hinter unserem Rücken nicht den „Degen“, sondern den „Dolch“ gezückt. So würde die Redensart etwa lauten, und dieses Bild, das ich in übertriebener Farbe — aber die russische Deklamation übertreibt auch — zeichnete und vor Augen führte, entspricht der Wahrheit und wir werden niemals die Verantwortung übernehmen, eine sichere, seit Menschengaltern erprobte Freundschaft einer großen, mächtigen Nachbarnation dem Kipfel, eine Nichtrolle in Europa zu spielen, aufzuopfern.“

Die Freundschaft, die uns glücklicher Weise mit mehreren europäischen Staaten, ja mit allen wohl in diesem Augenblicke verbindet, — denn es sind die Parteien nicht am Ruder, denen diese Freundschaft ein Dorn im Auge ist, — diese Freundschaft deshalb aufs Spiel zu setzen mit dem einen Freunde, um einem anderen in Fragen, an welchen wir Deutsche ein direktes Interesse nicht haben, gefällig zu sein, mit unserem eigenen Frieden den Frieden Anderer zu erlaufen — das kann ich wohl, wo ich nichts als meine Person in die Schanze schlage, ich kann es aber nicht, wenn ich die Politik eines großen, mitten in Europa gelegenen

¹ Diefelben fanden im November 1850 zwischen Oesterreich, Preußen und Rußland statt und hatten zur Folge, daß die deutschen Angelegenheiten friedlich geschlichtet wurden. Damals standen noch die beiden Großmächte Oesterreich und Preußen an der Spitze des Deutschen Bundes, was zu vielen Streitigkeiten Anlaß gab und erst im Jahre 1866 durch den Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland ein Ende nahm.

Reichs von 40 Millionen Sr. Majestät dem Kaiser gegenüber zu berathen habe, und deshalb erlaube ich mir hier, allen diesen Stimmen und Zumuthungen eine offene Abgabe zu erklären, daß ich mich darauf unter keinen Umständen einlassen würde, und daß keine Regierung, keine der am meisten interessirten, uns eine Zumuthung der Art gestellt hat. Deutschland ist durch seine Erstarkung auch zu neuen Verpflichtungen herangewachsen. Aber, wenn wir eine große Anzahl Bewaffneter in die Wagsschale der europäischen Politik werfen können, so halte ich doch Niemanden dazu berechtigt, der Nation und dem Kaiser, den Fürsten, die im Bundesrathe zu beschließen haben, wenn wir Angriffskriege führen wollten, den Rath, zum Appell (Ausruf) an die erprobte Bereitwilligkeit der Nation zur Hingabe von Blut und Vermögen für einen Krieg zu ertheilen. Für keinen anderen Zweck, als für den Schutz unserer Unabhängigkeit nach außen, unserer Einigkeit unter uns und diejenigen Interessen, die so klar sind, daß, wenn wir für sie eintreten, nicht bloß das einstimmige nothwendige Votum (die Stimme) des Bundesraths, sondern auch die volle Ueberzeugung, die volle Begeisterung der deutschen Nation uns trägt — nur einen solchen Krieg bin ich bereit, dem Kaiser anzurathen.“

Welches ist das Verhältniß des Deutschen Reiches zu Oesterreich?

„Unsere Beziehungen zu Oesterreich sind die der Gegenseitigkeit, voller Offenheit und des gegenseitigen Vertrauens, was eine große Seltenheit ist, namentlich nach den Vorgängen, aus Zeiten, wo andere Parteien in Oesterreich noch mächtiger waren, als sie dies heute sind. Nicht bloß von Monarch zu Monarch, nicht bloß von Regierung zu Regierung — nein, ich stehe persönlich mit dem Grafen Andrássy (dem österreichischen Ministerpräsidenten) zu meiner Freude und zu meiner Ehre in demjenigen freundschaftlichen Verhältniß, welches ihm die Möglichkeit gibt, mir jede Frage, die er für nothwendig hält im Interesse Oesterreichs, offen zu stellen, und er hat die Ueberzeugung, daß ich ihm die Wahrheit antworte, und ich habe die Ueberzeugung, daß er mir die Wahrheit über Oesterreichs Absichten sagt. Ein solches Verhältniß ist ein sehr günstiges, wenn man sich gegenüber einem Minister hat, bei dem man von der Wahrheit dessen, was er auf sein Wort versichert, vollständig überzeugt ist. In der angenehmen Lage befinden wir uns mit Oesterreich. In früheren Zeiten war es anders; da habe ich österreichische Kollegen im Bunde mir gegenüber gehabt, denen habe ich gesagt: Es ist mir gleichgiltig, ob Sie reden, oder ob der Wind durch den Schornstein geht; ich glaube kein Wort von dem, was Sie sagen. Der Graf Andrássy glaubt mir, und ich glaube ihm, was er mir sagt.“

Welche Aufgabe setzt sich das Deutsche Reich bei den Friedensverhandlungen?

„Die Vermittelung des Friedens denke ich mir nicht so, daß wir nun bei divergirenden (auseinander gehenden) Ansichten den Schiedsrichter spielen und sagen: So soll es sein, und dahinter steht die Macht des Deutschen Reichs, sondern ich denke sie mir bescheidener, ja — ohne Vergleich im Uebrigen stehe ich nicht an, Ihnen etwas aus dem gemeinen Leben zu citiren (anzuführen) — mehr die eines ehrlichen Mallers, der das Geschäft wirklich zu Stande bringen will.“

Als ein socialdemokratischer Abgeordneter tadelte, daß die deutsche Regierung sich bisher wohlwollend gegen Rußland gezeigt habe, daß dies nothwendig zum Ver-

derben Oesterreichs und Deutschlands führen müsse und daß ein Hilfsmittel dagegen die Wiederherstellung Polens als eines Bollwerkes gegen Rußland sei, machte Fürst Bismarck den Vorschlag, man sollte einmal den Socialdemokraten einen polnischen Kreis im preussischen Gebiete übergeben, damit sie denselben uneingeschränkt regieren könnten. Man würde dann endlich erfahren, welches das Ziel sei, dem sie zustreben. In diesem Zusammenhange sprach er dann noch folgende Worte:

„Wir kennen die Socialdemokratie nur von der negativen (verneinenden) Seite; Alles, was vorhanden ist, ist schlecht und muß ruiniert werden, und im Volke muß die Ueberzeugung geweckt werden, daß die regierenden Klassen üble,

gewissenlose Leute sind, für die es nicht darauf ankommt, wenn man einmal gewaltthätig gegen sie verfährt. Das wissen wir, jede Politik, die ein anderer als ein Socialdemokrat treiben kann, ist erbärmlich; die Herren wissen alles besser, aber worauf sie positiv (bejahend, hier etwa: thatsächlich) hinauswollen, das verschweigen sie sorgfältig. Ich meine, wenn sie endlich jede Maske von sich abwerfen und offen kundgeben, wohin sie wollen, wie es in einem von ihnen regierten polnischen Kreise geschehen würde, dann werden wir den doppelten Vortheil haben, nämlich das abschreckende Bild des positiv verwirklichten Socialismus erkennen, welches sie jetzt sorgfältig hinter dem Berge halten, und wir werden in dem von ihnen regierten Polen hinterher die treuesten deutschen Reichsbürger haben.“

Erinnerungen aus dem französischen Militärleben.

(Von einem Elsäßer.)

1. Der Eintritt.

Bevor ich mit der Erzählung meiner Erlebnisse beginne, möchte ich dem geehrten Leser Einiges mittheilen über die Art und Weise, nach welcher die Anwerbung zum Militärdienste noch bis zur jüngsten Zeit in Frankreich gehandhabt wurde.

Das Contingent, welches jährlich zur Fahne berufen werden sollte, wurde durch Beschluß des gesetzgebenden Körpers festgestellt. Dasselbe betrug ungefähr die Hälfte der Militärpflichtigen von einer Altersklasse. Zu diesem Behufe fand jährlich, im Frühjahr, für die dienstpflichtigen Mannschaften eine Ziehung von Nummern statt, was man im Elsaß schlechtthin „das Spielen“ nannte. Hohe Nummern befreiten vom Militärdienste, und wer eine solche aus dem Korbe zog, schätzte sich glücklich; jedoch erst die Musterung, bei welcher auch die Untauglichen ausfielen, gab dem Werthe der gezogenen Nummern den Ausschlag. Jeder Jüngling sehnte sich indeß nach einer hohen Nummer. Sieben Jahre Militärdienst sind keine Kleinigkeit, besonders wenn sie Söhne der ärmeren Klasse treffen; dieses war unter der französischen Verwaltung häufig der Fall; denn mit Geld konnte man sich loskaufen, und wer keines hatte, der mußte unbedingt an die sieben Jahre glauben, sofern er nicht eine günstige Nummer gezogen hatte. Das unmittelbare Ergebnis der Ziehung war denn auch stets für die Einen ein Anlaß zur ausgelassensten Freude und für die Anderen ein Grund zur wehmüthigsten Herzerreißung und zu den bittersten Thränen. Die siebenjährige Dienstzeit raubte dem Ackerbau eine Arbeitskraft und der Familie eine Stütze. Daß Gesetz hatte wohl vorgeesehen, daß wenigstens der Erstgeborene einer Wittve und der nachgeborene Bruder eines bei der Armee stehenden Sohnes vom Militärdienste verschont blieben, aber dessen ungeachtet mußte doch die arbeitende Klasse beinahe die ganze Last desselben tragen, weil sie sich nicht ums Geld davon befreien konnte. Die jungen Leute, welche sich ums Geld anwerben ließen, waren hauptsächlich solche, die sich frei gezogen hatten, und gehörten meist zu der nicht besitzenden Klasse. Manche derselben suchten mit der

Einstandssumme ihrer Familie in der edelsten Weise aufzuhelfen oder für ihren eigenen späteren Haushalt eine sichere Grundlage zu schaffen, oft jedoch bekamen die Regimenter durch sie alljährlich einen Zuschuß von Söldlingen und feilen Menschen.

Ich war Hilfslehrer^{* * *} in einem kleinen Städtchen des Unter-Elsasses, und 115 Knaben unter dem Alter von zehn Jahren waren meiner Fürsorge anvertraut. Aber im Sommer 1866 bekam ich Grund mit meiner Existenz unzufrieden zu sein; denn nebst dem kaum ausreichenden Gehalte, welcher damals den Hilfslehrern zugemessen war, fühlte ich meine Brust an, die untergrabende Wirkung des Schulstaubes zu fühlen, und die Sehnsucht nach frischer Luft und freiem Leben wurde in mir wach. Ich entschloß mich, der Schule für immer Lebewohl zu sagen. Unter meinen nächsten Verwandten fand mein Entschluß günstige Aufnahme. Das freie Leben des Soldaten hatte mich schon früher bezaubert, und nun war ich gerade im Alter, um mich demselben widmen zu können. Am 14. Oktober 1866 kam ich demzufolge nach Straßburg, um als Freiwilliger in die französische Armee zu treten. Die nöthigen Papiere und Ausweise hatte ich schon früher anfertigen lassen. Bei der Musterung wurde ich tauglich befunden, und die Wahl zwischen zwei Linienregimentern, dem 11. und 45., stand mir frei. Da mir der Garnisonsort von keinem der beiden Regimenter bekannt war, entschied ich mich für das 11. Linienregiment. Es lag, wie ich gleich nachher erfuhr, in Besangon. Mein Reisebefehl wurde für letzteren Ort ausgestellt, und ich hatte mich am 15. Oktober, Abends vor 8 Uhr, beim Major des Regiments zu melden. So bin ich denn am 15. Morgens mit der Eisenbahn nach meinem Bestimmungsort abgefahren. Bis nach Mülhausen, im Ober-Elsaß, blieb ich einziger Inbasse eines Wagens, und hatte also Weile genug, um sowohl über das Leben, von dem ich schied, wie über das, welches ich anzutreten im Begriffe stand, ernste Betrachtungen anzustellen. Wegen meines Lebens als Hilfslehrer hatte ich mir keine Vorwürfe zu machen, und das innere Militärleben war mir ziemlich un-



Leone Schultze delin.

Die Madonna vom Fische.

Tafelbild von Rafael Santi (geb. 1483 zu Urbino in Italien, † 1520).

Die Verehrung, welche die katholische Kirche der Jungfrau Maria (Madonna = meine Herrin; italienisch) zu Theil werden läßt, ist eine große und hat viele Künstler zu herrlichen Darstellungen angeeifert. Ganz besonders bekannt sind die Madonnenbilder Rafael's, des berühmtesten unter allen Malern der neueren Zeit. Er schildert in ihnen das Mutterglück, die Kindesunschuld, die Stimmung der Andacht und Anbetung in einer so erhabenen Weise, daß man sich nicht satt sehen kann an den prächtigen Gestalten, welche er hinzuberte. Wer Sinn für das Schöne hat, mag sein religiöses Bestimmniß sein, welches es wolle, muß sich daran erfreuen. Eine wie große Innigkeit des Ausdrucks liegt z. B. in den Gesichtszügen der oben abgebildeten Personen! Maria

sitzt auf dem Throne und hält das Christkind. Dieses streckt sein rechtes Händchen segnend dem jungen Tobias entgegen, welcher einen Fisch¹ in der Hand hat und von dem Engel Raphael geführt und gestützt wird. Das linke Händchen des Kindes ruht auf einem Buche, welches der h. Markus aufgeschlagen hinhält. Zu des Letzteren Füßen liegt ein Löwe (mit diesem Sinnbild bezeichnet die christliche Kunst den Evangelisten Markus).

¹ Wie das »Buch des Tobias« erzählt, fing Tobias einen Fisch, dessen Galle das Mittel wurde, seinem erblindeten Vater das Augensicht wieder zu geben. Da nun, wie angenommen wird, »Die Madonna vom Fische« den Dank für eine glückliche Augenheilung ausdrücken soll, ist es erklärlich, warum der junge Tobias mit einem Fische darauf abgebildet ist. Uebrigens gibt es auch noch andere Erklärungen des Gemäldes, zu deren Anführung hier jedoch nicht der Ort ist.

bekannt; mein Entschluß hatte aber Bedeutung genug, daß ich ihn nicht auf die leichte Schulter nehmen durfte. So sehr ich auch für die Freiheit schwärmte, welche mir das Militärleben verhieß, drückte mich dennoch die Besorgniß, daß ich wenigstens für die erste Zeit mich Menschen unterwerfen mußte, vor denen ich im Civilleben wenig Achtung haben konnte. Dieser Gedanke war mir peinlich und beschäftigte mich sehr; aber was kam ein Jüngling von 20 Jahren nicht alles von seinem Muth und Eifer erwarten? Während ich mich diesen und ähnlichen Gedanken überließ, war der Zug mit mir eine weite Strecke in der Ebene dahingerollt. Auf einmal hörte ich „Ebersheim! Ebersheim!“ rufen. An der Station Ebersheim war ich vor sechs Jahren im Oktober abgebracht und welches nicht weit von da liegt, trat wieder in seiner für mich schmerzlichen Gestalt vor mein Gedächtniß, aber schnell war der Zug vorüber, der mich unaufhaltsam davon trug, so sehr ich auch gewünscht hätte, die mir durch meine frühen Leiden liebgewordene Gegend länger zu betrachten und wenigstens, vielleicht zum letzten Male, an Ort und Stelle die alten Eindrücke zu erneuern. Fort nach Frankreich, fort nach Frankreich! rief eine Stimme in meinem Innern. Fort aus Waguiß zum neuen Glück! Für mich wie für jeden Elsässer lag Frankreich jenseits der Berge. Die Sprache hat beide Völker diesseits und jenseits der Vogesen von jeher getrennt, und die Grenze war dadurch vorgezeichnet. In Belfort kam ich zum ersten Male in Berührung mit den sogenannten Welschen. Wenn ich auch nur vorbeifahren bin, so habe ich doch dort zum ersten Male Stockfranzosen sprechen hören und ihr Benehmen von dem der mitreisenden Elsässer genau unterschieden. Ich muß hier einige charakteristische Bemerkungen einfügen, welche sich mir damals aufdrängten.

Der weniger gebildete Elsässer spricht im Verhältniß zum Franzosen ungemein langsam und bedient sich gern der Hände, um durch deren Mitwirkung seinen Gedanken einen möglichst scharfen Ausdruck zu geben. Der Daumen, der Zeigefinger, ja sogar oft die Faust, müssen seinen Ausdrücken entweder mit achtunggebietenden oder bittenden Zeichen nachhelfen. Der Franzose hingegen spricht ungemein rasch und sein Kopf ist so unruhig wie seine Zunge; auch sucht er durch lebhaftere Veränderungen der Gesichtszüge auf die mit ihm sprechende Person zu wirken, und darin spielen die Augen die größte Rolle; die Hände kann er dabei ganz ruhig in der Tasche behalten.

Der Elsässer nimmt sich sehr viele Zeit, um das zurechtzulegen, was er sagen will; der Franzose denkt sehr wenig und spricht sehr viel, besitzt aber im gesellschaftlichen Umgang einen sehr schätzenswerthen Unterhaltungsgeist. Darin ist der Franzose nicht nur dem Elsässer, sondern den Angehörigen aller übrigen Nationen Europa's überlegen. Dagegen urtheilt der Franzose oft falsch, weil er eben ohne Ueberlegung spricht. Ob richtig oder unrichtig, ist ihm oft gleichgültig, er will ja nur unterhalten, und wenn man ihn

über eine Unrichtigkeit zur Rede stellt, weiß er sich schon mit einem guten Witz aus der Klemme zu helfen.

Die Eisenbahn brachte mich dann unter dem unaufhörlichen näselnden Geplauder meiner stockwelschen Reisegefährten nach der Hauptstadt der freien Grafschaft — nach Besançon. Es war 4 Uhr Nachmittags, als ich daselbst abstieg, und unverzüglich auf das nächste Thor, welches vom Bahnhof aus sichtbar ist, zuging. Das Erste, was einem hier ins Auge fällt, sind die bedeutenden Außenforts, welche rings auf kegelförmigen Bergen die Stadt und die Gegend beherrschen. Besançon ist einer der wichtigsten Waffenplätze Frankreich's und zugleich ein nicht unbedeutender Handelsort in Kleinwaaren. Sofort beim Eintritt in die engen, geräuschvollen Straßen, habe ich bemerkt, daß der Arbeiter und Handwerker daselbst zu Hause ist. Da gehen keine müßigen Herren in den Straßen spazieren, da bewegt sich eine Bevölkerung, welche wenig Ansprache ans Leben macht, dabei aber fröhlich und guten Muthes ist. Rechts und links deuten Schilde auf die caboulots (Weintneipen), wo Wein, Braantwein, Abhyuth und tausend andere Liqueurs nach dem Glase verkauft werden. Handwerksleute und caboulots, — caboulots und Handwerksleute, das ist Besançon. Es ist eine alte, uralte Stadt, deren jetzige unansehnliche Gebäude wohl größtentheils auf mehreren Ablagerungen älterer Häuser ruhen. Die Straßenregulirung hat auch hier ihren erneuernden Einfluß ausgeübt; die Straßen aus der Römerzeit liegen längst saumt vielen Alterthümern unter neuen Stadtvierteln begraben.

Mein Erstes war, mein Regiment aufzufuchen. Ich fand es theils zu St. Peter und theils zu St. Paul, Kasernen, benannt von ehemaligen Klöstern, deren Baupläze sie jetzt einnehmen. Ich ging nach St. Peter, um mich nach der Adresse des Majors zu erkundigen. Es war aber nicht leicht in das Quartier einzudringen. Der sergent de planton (Beobachtungsschildwache), der unter dem Thore stand, verweigerte mir ganz entschieden den Eintritt. Ich wies meine Papiere vor; es half nichts. Ich hatte mich schon entfernt, als der Unteroffizier mich wieder zurückrief. „Vous pouvez entrer“, sagte er, „mais vous payerez un litre, hein?“ (Sie können eintreten, aber Sie bezahlen einen Liter Wein, Ja?). Bewilligen und Eintreten war eins. Ich wurde von einem Soldaten zu einem Sergeant-Major gewiesen, welcher mir die gewünschte Adresse schriftlich übergab und mich zugleich bat, beim Major für seine Compagnie zu optiren. Als ich das Quartier verließ, fand ich den sergent de planton in großer Aufregung. Er brummte heftig und schäumte vor Zorn. Ich fragte einen der umherstehenden Soldaten, was vorgefallen, und bekam zur Antwort: „Le sergent de planton a eu 8 jours de salle de police pour avoir laissé entrer un pékin¹ au quar-

¹ Pékin — chinesischer Seidenzug. In der Soldatensprache bedeutet das Wort einen vernachlässigten Herrn oder überhaupt einen Civilisten.

lier." (Der Sergeant der Wache ist mit 8 Tagen Arrest bestraft worden, weil er einen Eivilisten ins Quartier eintreten ließ.) „Un pékin?" wiederholte ich fragend. Der Soldat zuckte mit den Schultern und lachte. Ich entfernte mich. Beim Major wurde ich sehr gut aufgenommen. Der menschenfreundliche Herr erbot sich, für meine spätere Beförderung zu sorgen und sich für meine Anstellung als Hilfslehrer bei den Trup-

penkindern in nächster Zeit zu verwenden. Außerdem trug er mir noch einen Stägigen Urlaub an, den ich jedoch ablehnte, damit meine Einübung in den Waffen nicht in den Winter hinausgeschoben würde. Ich war von der Freundlichkeit des Herrn Majors entzückt und voll Begeisterung ging ich am Abend noch in die Kaserne, um das Nachtquartier in meiner Kompagnie zu nehmen. E. H.

Noch Einer, der sich zu helfen wußte.¹

Im Februar 1848 fuhr ich eines Morgens mit dem Bürgermeister meines Orts nach dem etwa zwei Stunden entfernten Straßburg, um zu hören, warum der Telegraph dort drüben (damals hatte man noch Leitertelegraphen) von Morgens bis Abends mit seinen langen Armen in der Luft herumschlagen thäte. Als ich in die Stadt kam, ja da gab's Neues genug zu hören. „König Ludwig Philipp hat zu Gunsten seines Enkels abgedankt, die Herzogin von Orleans ist Regentin!" So hieß es zuerst. Eine Stunde später las ich auf dem Casino, in Paris sei die Republik ausgerufen, und als ich gegen Mittag über den Alten Fischmarkt ging, in der Absicht einen Freund um einen Köffel Suppe zu bitten, da kam eben die Pariser Diligence (Eilwagen) an, eine rothe Fahne flatterte auf dem oberen Sitze und die absteigenden Reisenden berichteten, in Paris fließe das Blut auf den Straßen! Diese Nachrichten mußten nun auch alle mit Bekannten besprochen werden, und so verging Stunde auf Stunde. Als ich mich endlich aufmachte und im Gasthaus nach meinem Reisebegleiter frug, da hieß es: „Der Herr Maire (sprich Mähr, d. h. Bürgermeister) sind vor zwei Stunden schon fortgefahren, er habe gesagt, bei so schlimmen Zeiten sei's daheim am besten!" Was blieb mir nun übrig als zu Fuß die Rückreise anzutreten? Das that ich denn auch ungefümt. Bald fing es an zu dunkeln. Während ich durch Hausbergen ging, wurden die Lichter angezündet. Als ich hinter diesem Dorfe die sogenannte Klamm hinauf wanderte, war es dunkle

Nacht. Es ist ein unheimlicher Weg, diese Straße zwischen zwei haushohen Lehmwänden mit den vielen Höhlen, die oft Zigeuner und anderes Volk beherbergen! Ich beschleunige den Schritt. Da kommt plötzlich ein Mann, ein großer bärtiger Mensch, hinter einem Baum hervor, tritt mir in den Weg, schwingt einen mächtigen Knüttel und ruft: «La bourse ou la vie!» (das heißt: die Börse oder das Leben!) Ich war, Gottlob, nicht leicht der Furcht zugänglich. Zu meiner Zeit waren die Nerven noch nicht erfunden! Ich stelle mich also ruhig mit dem Schirm unter dem Arm vor den Räuber hin.

«La bourse ou la vie!» sagt Ihr. Ich bedaure, daß ich Euch mit keinem von beiden dienen kann. Den Beutel gebe ich nicht gern her und das Leben behalte ich lieber selber, aber — eine Priße könnt Ihr haben!" Und damit präsentirte ich die frischgefüllte Dose.

War nun der Räuber ein Anfänger in seinem Geschäft oder hatte ihn meine Ruhe verblüfft, kurz er tappt mit zwei Fingern in die vorgehaltene Dose hinein. Zu demselben Augenblick gebe ich der Dose einen Stoß, schleudere den ganzen Inhalt dem Angreifer in's Gesicht und mache mich rasch davon, während dieser schimpfend dasteht und sich durch husten, räuspern, niesen, reiben den beißenden Staub aus Kehle, Nase und Augen zu schaffen sucht.

Merke: Es ist doch zuweilen gut, zu schnupfen!

S.

¹ Siehe Nr. 6, Seite 45.

Zur Lage. Die Verhandlungen zwischen Rußland und der Türkei ziehen sich in die Länge und ermöglichen nicht, daß der Congreß zu der Zeit zusammentrete, in der dies ursprünglich beabsichtigt war.

Da die Ausgaben des Deutschen Reichs durch die Einnahmen nicht gedeckt werden, beantragte die Regierung,

die Steuer auf den Tabak zu erhöhen. Sie wurde hierin vom Reichstage nicht genügend unterstützt. Wahrscheinlich wird diese Frage noch zu vielen Erörterungen führen, da Fürst Bismarck dem Tabaksmopol (dem Alleinhandel des Reichs mit Tabak) zustrebt.

Beruhigung.

O Herz, was soll dein Klagen?
Sei stark in trüber Zeit!
Was soll denn all das Scheiden,
Was all der Erde Leid?

Ein Augenblick, ein kurzer,
Ist unser Leben doch,
Und ist die Nacht auch bange,
Weicht sie dem Lichte doch.

Und soll's auch hier nicht tagen
Für's treue Herze mehr,
Nur eine kurze Spanne,
Und du weinst auch nicht mehr.

Dann ruht beim Staub des Sinen
Des Andern Staub nun auch,
Und die vereinten Seelen
Ummehet Lebenshauch.

B. v. Z.

Da wohl Manche, die das „Volksblatt“ zu beziehen wünschen, von einem nachträglichen Abonnement durch den „Straßgroßen“ abgehalten werden, den die Post für Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern verlangt, so erklärt sich der Herausgeber bereit, die schon erschienenen und noch erscheinenden Nummern des ersten Vierteljahres für nachbenannte Beträge unter Kreuzband frei ins Haus zu übersenden:

- 1 Exemplar der Nummern 1—13 für 65 Pf.
- 2—14 an dieselbe Adresse zu schickende Exemplare für je 50 Pf.
- 15 u. s. w. 40

Gefällige Vorausbezahlung des Betrags vermittelt Postanweisung.

Bei gleichzeitiger Bestellung von wenigstens 15 Exemplaren kann auch die Postzahlungsgeldgebühr von 20 Pf. an dem Betrage gekürzt werden; wer z. B. 15 Exemplare beziehen will, hat nur 5 M. 80 Pf. baar zu übersenden.

Andere Forderungen als die obigen bittet der Herausgeber jedoch nicht an ihn zu stellen, da die Auslagen für das Blatt so bedeutend sind, daß sie erst bei einer großen Anzahl von Abonnenten annähernd gedeckt werden können. Adresse: Dr. Chr. G. Höttinger in Straßburg im Elsaß.

Anzeigen.

Im Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

E. Handtmann:

Der Slavismus im Lichte der Ethik.

1878. — 2. 40 Mart.

Ein eigenthümliches Buch! Manche Leser werden dasselbe bei Seite legen, ohne nur bis zur Hälfte vorgebrungen zu sein, da es fast zu viel der Hieroglyphen enthält. Andre werden erbittert bei fast jedem Satze opponiren. Noch andre werden erstaunt fragen: Das sind ja bekannte Dinge; aber warum hat sie nur bisher Niemand ausgesprochen?

Von der Vermischung germanischer und slavischer Elemente in Ostdeutschland und von dem Segen solcher Mischung speciell in Preußen ist zwar viel geredet. Aber man hat sich ohne Weiteres dahinein gewöhnt, zu glauben, die slavischen Elemente im Preussischen und im Ostdeutschen Volksleben seien gänzlich von dem deutschen Wesen absorbiert und überwunden. Handtmann hat sich nun das Ziel gesetzt, die bisher wenig bekannten und zu wenig beachteten geistigen und sittlichen Eigenthümlichkeiten der Bevölkerung Ostdeutschlands vorzuführen und allen Deutschen deren bessere Beachtung für die Zukunft zu empfehlen, indem er dieselben in den Gegensatz zu den Westdeutschen stellt und auf ihre Verwandtschaft mit den Russen und anderen Slaven hinweist. Wir erfahren da, daß wir, d. h. die Bewohner des östlichen Preußen rechts von der Elbe, trotz alles deutschen Einflusses gute Slaven geblieben sind. Mit großer Belesenheit und erstaunlicher Kenntniß der Verhältnisse wird dieser Nachweis, unseres Wissens zum ersten Male überhaupt, geführt.

Dabei begegnet es dem Verfasser, daß er als begeisterter Slave bisweilen über das Ziel hinauschießt. Die Schrift hat daher manche Achillesferse. Und es ist zu bedauern, daß solche Vorkommnisse dem Gesamteindruck der großen Wahrheit, welche in Deutschland zum ersten Mal aufgedeckt wird, Abbruch thun werden. Bei alledem wird man dem Verfasser zugestehen müssen, daß er einen neuen Gegenstand in unsere Literatur einführt, welcher von nun an nicht wieder wird todtschwiegen werden können.

Aber, wird man einwenden: die östlichen Deutschen wollen ja gar keine Slaven sein! Nun ist es aber in der Völkerpsychologie nichts Neues, daß ein Volkstheil seinen Ursprung vergißt, gar gegen denselben auf das Neueste opponirt. Schreiber dieses hat in Schleswig mit Deutschen gesprochen,

welche durchaus Dänen sein und nur dänisch reden wollten. Desgleichen mit Albanesen, welche nichts andres als Hellenen zu sein vorgaben und behaupteten, die hellenische Sprache πατριζα (selbst ein albanesisches Wort!) zu sprechen, bis einer der Gebildeteren *αααααα!* dazwischenrief. (Bmtg. Bei polonisirten Deutschen in Westpreußen, bei französisirten Deutschen im Elsaß, bei Deutschen in Oberitalien, Amerika ist das Gleiche wahrzunehmen.)

Näher darauf einzugehen, daß der Verfasser die Slaven zu den Mongolen zählt, die Edelpolen (Schlachtas) gar für Malayen hält, würde hier zu weit führen und ist darüber mit ihm zu streiten. Jedenfalls können wir jedem Deutschen, welcher nicht im Rebel traditioneller Vorurtheile forzuträumen beliebt, die Lectüre dieses Buches dringend empfehlen; zumal dasselbe keineswegs im trockenen Abhandlungsston, sondern vielfach untermischt mit treffendem Humor geschrieben ist.

März bei Belgig, den 14. Februar 1878.

Dr. R. Grundemann.

In dem Schottischen Saale in Straßburg, Schloßergasse 14, wird am Sonntag, den 3. März, Vormittags 11 Uhr in der englischen und Nachmittags 4 Uhr in der deutschen Sprache Gottesdienst abgehalten werden.

Griechische Weine.

Unterzeichnetes Haus beschäftigt sich mit deren Einfuhr. Um das Bekanntwerden derselben zu erleichtern, versende 1 Probekistchen mit 12 ganzen Flaschen in 10 Sorten Camarite, Corinther, Ella, Kalliste, Vino di Bacco, Vino Santo, Misistra Malvasier, Achaja Malv. weiss und roth, Vno Bosc.

Flaschen und Kiste frei à M. 17. 10. Unbedingte Bürgschaft für Reinheit und Aechtheit. Preisbrochüre auf Wunsch franco.

Neckargemünd.

J. F. Menzer.

Pastoria.

17) Für das Stiftungshaus gingen in 1756 Gaben 2736 M. ein.
— Chr. G. Höttinger —
Jesus Christus u. seine Kirche.
106 Bilder.
Im Buchhandel 1 M., beim Verfasser in Straßburg 4. G. 80 Pf.
— Der Krieg 1870—71. Mit 64 Porträts u. vielen Deutschsprüchen.
2. Auflage. 1 M. 60, beim Verfasser 1 M. 30.

Brockhaus' Meines

Conversations-Lexikon
Encyclopädisches Handwörterbuch.
1878.

Mit zahlreichen Karten und Abbildungen.
40 Hefte à 30 Pfennig.

Vorrätzig in allen Buchhandlungen.

Herausgeber: Dr. Chr. G. Höttinger; Straßburg im Elsaß. — Druck und Expedition von G. Fischbach.